



## Pikante und heitere Blätter.

Erscheinen wöchentlich einmal. Bestellungen werden in allen Buchhandlungen, Zeitungs-Expeditionen und Postanstalten oder direct bei unserer Administration (Redaction und Administration: Budapest, IV. Hatvanergasse 2) angenommen. — Beiträge werden honorirt, Manuscripte nicht zurückgeschickt.

Pränumerationsbetrag für Oesterreich-Ungarn:  
auf  $\frac{1}{2}$  Jahr 2 fl. 50 kr. —  $\frac{1}{3}$  Jahr 4 fl. 50 kr. — 1 Jahr 8 fl.  
für Deutschland und das übrige Ausland:  
auf  $\frac{1}{2}$  Jahr 4 Mark 50 Pf. —  $\frac{1}{3}$  Jahr 8 Mark — 1 Jahr 14 Mark.



- Warum schmolst Du mit mir, geliebtes Trudchen?
- Wir sollen doch bald heirathen; da übe ich mich ein.
- Warum nur im Schmollen?



## Die Hochzeits- Reise.

Knapp vor der Trauung mit seiner reizenden, angebeteten Wilhelmine hatte der Bräutigam, Herr Ludwig Bierbusch noch einen kleinen Strauß mit der Tante seiner Braut, der verwittweten Frau Säuerling zu bestehen. Die Tante hatte nämlich zu seinem großen Mißvergnügen steif und fest erklärt, daß sie nach Schönthal mitfahren werde, wo das junge Paar seine erste Nacht zubringen sollte.

— Was soll das häßliche Spioniren? rief Ludwig hoherregt aus.

— Sie werden einsehen, mein Lieber, daß ich heute Abend bei der Nachttoilette Minchens dabei sein muß . . .

— Wozu denn? Ich bin ja da!

— Und daß ich sie nicht ins Brautbett steigen lassen kann, ohne sie vorher auf die Enttäuschungen aufmerksam zu machen, die sie bei Ihnen vielleicht erfahren wird.

— Ei, was wissen Sie davon?

— Und daß ich am Morgen dabei sein muß, um ihre Bekenntnisse über ihre unliebsamen Erfahrungen zu vernehmen.

— Was, zum Kukuf!

— Da hilft kein Schimpfen; entweder Sie bleiben hier oder ich fahre mit.

Und dabei blieb es.

\*

Nach der Trauung wechselte man rasch die Toilette, dann fuhren alle drei, Ludwig, Wilhelmine und die Tante zum Bahnhofe, wo man knapp so viel Zeit hatte, um ein Frühstück einzunehmen.

Ludwig war wüthend. Diese vertrackte Tante! Sie stand in dem Rufe, daß auch sie in ihrer Jugendzeit kein Muster von Tugend gewesen; was stellt sie sich nun in die Quere, um Anderen ihre legitimen Freuden zu verderben?

Und während Ludwig diesen Gedanken nachhing, saß Wilhelmine, seine reizende junge Frau im andern Winkel des Coupé's und nagte verdrossen an den zarten Spitzen ihres Taschentuches. Es war klar, daß auch sie die Anwesenheit der Tante höchst überflüssig fand. Sie war köstlich, die kleine Wilhelmine, das Gesichtchen noch ganz kindlich, dagegen die hervorspringenden Hüften, die vollen Arme und der kräftige Busen schon das reife Weib verrathend.

Man hatte unterwegs nach Schönthal kaum drei Worte gewechselt.

Sie kennen Schönthal: der ganze Ort ist ein einziger ungeheurer Park mit der schönsten Landschaft als Hintergrund, und einem kleinen Gasthose, der beliebtesten ersten Station der Hochzeitsreisenden.

Hier stiegen sie ab.

Da Ludwig das Mittagessen telegrafisch bestellt hatte, konnten sie gleich zu Tische gehen. Das Diner verlief eben so trübselig wie die Reise. Die Tante allein hatte Appetit; sie aß lange und viel. Endlich, als abgetragen war, erklärte sie, daß sie vor Schlaf und Müdigkeit schier vom Sessel falle.

— Ach ja, gehen Sie schlafen, gute Tante! rief Ludwig freudig aus. Wir müssen morgen zeitlich Früh aufstehen.

Er wird also endlich von seinen Qualen erlöst sein! O, welch' eine köstliche Nacht harret seiner! Und wie will er seine Zeit gewissenhaft ausnützen!

— Kellner! rief er, führen Sie uns in unsere Zimmer.

Man geleitete sie in ein im Stockwerk gelegenes, ziemlich großes Gemach, das bescheiden möblirt war, dessen Bett aber — wie Ludwig zu seiner Befriedigung mit dem ersten Blick feststellen konnte — die erforderliche Ausdehnung hatte.

— Wo ist das Zimmer der Tante? fragte er, auf Tante Säuerling zeigend.

— Wir haben kein anderes Zimmer, es ist Alles durch Hochzeitsreisende besetzt, erwiderte der Kellner mit einem boshaften Lächeln. Uebrigens war in Ihrer Depesche nur von einem Bette die Rede.

Natürlich; Ludwig hatte nicht an die sonderbaren Mucken der Frau Tante gedacht!

— Haben Sie denn nirgends ein Plätzchen mehr?

— Nichts; höchstens das Billard im Erdgeschoß; ein ganz neues Billard. Das Wetter ist mild; mit Hilfe guter Matratzen und Decken kann man da schon eine ganz erträgliche Lagerstätte bereiten.

— Hören Sie, Frau Tante?

— Warum nicht gar? Möchten Sie mich vielleicht auf dem Billard einquartiren?

— Sie wollen nicht? Gut; dann nehmen wir das Billard. Du bist doch wohl auch zufrieden, Minchen?

— Nein, nein! Ich kann nicht zugeben, daß Minchen ihre Hochzeitsnacht auf einem Billard zubringe.

— Nun, wie denn? . . .

— Mein Gott, ganz einfach! Ich und Minchen schlafen hier im Bette und Sie nehmen das Billard.

— Sie scherzen!

— Nicht im geringsten. Einige Stunden früher oder später . . . Sie werden daran nicht sterben. Gute Nacht!

Ludwig hatte gute Lust, die Tante zu ohrfeigen und um nicht in Versuchung zu kommen, eilte er rasch hinaus, die Thüre heftig hinter sich zuschlagend.

\*

Mechanisch lenkte er seine Schritte nach dem Garten, wo er sich eine Zigarre anzündete. Die Luft war mild, der Himmel mit Myriaden Sternen bestreut. Ludwig warf sich ins Gras und war fest entschlossen, bis zum Anbruch des Tages da zu bleiben. In dem Hause waren alle Lichter ausgelöscht worden; augenscheinlich war alle Welt zur Ruhe gegangen.

Es herrschte tiefe Stille ringsumher, nur unterbrochen durch das leise Rauschen der Silberpappeln und das verliebte Gezwitzcher der Vögel.

Er lag ungefähr eine Stunde im Grase; dann war seine Geduld zu Ende. „Nein, es wäre zu albern!“ sagte er sich. Mit einem Sprung war er auf den Beinen und eilte zu dem Zimmer seiner Frau hinauf.

Bevor er eintrat, entledigte er sich auf dem Flur rasch seiner Kleider. Dann öffnete er behutsam die Thüre und näherte sich auf den Fußspitzen dem Bette.

Niemand rührte sich.

Ohne sich viel zu bewegen, streckte er sich am Rande des Bettes aus und küßte zärtlich eine wohlgerundete Schulter, deren Nacktheit sich seinen Lippen darbot.

Darauf folgte ein Rauschen der Bettdecken, dann ward es gleich wieder still.

Plötzlich aber erhob sich im nächtlichen Dunkel des Zimmers eine geängstigte, laute Stimme, welche ausrief:

— Aber Ludwig! Unglücklicher! Was thust Du? Das ist ja die Tante! . . .

Die Tante!!! Brrr! Sie hatte nicht ein Wörtchen gesagt und ihn ruhig gewähren lassen!

*Jean qui rit.*



## OUJOUX.

Ungetreue Ehemänner sind wie gewöhnliche Zündhölzchen, die überall Feuer fangen, die treuen Ehemänner hingegen sind wie die schwedischen, die sich nur an der eigenen Schachtel entzünden.

\*

Ein Tropfen Liebe ist mehr werth als ein Faß voll Weisheit.

\*

Dient die Frau nicht mehr als Topf, so dient sie als Deckel.

\*

Ein Weib ohne Mann ist eine Fliege ohne Kopf.

\*

Die Weiber sind ein Fegeseuer für den Geldbeutel, ein Paradies für den Körper, dagegen eine Hölle für die Seele.

\*

Ein Weib, das viel verspricht, hält wenig.

\*

Wenn du ein Weib nimmst, oder ein Pferd kaufst, mache die Augen zu und empfehle dich Gott.

\*

Eine Geliebte und ein Kalender sind nur für ein Jahr gut.

\*

Die Freundschaft zweier Weiber ist gewiß die Verschwörung gegen eine dritte.

**Dr. Lucifer.**

## Das Muttermaat.



Minnihilde Lattig, eine alleinstehende, nicht unbemittelte Konditorstochter, verschönerte die Erde seit fünfunddreißig Jahren und hatte, trotz eifrigen Suchens noch immer keinen Lebensgefährten gefunden. Da kam sie eines Tages auf den Einfall, die Deffentlichkeit in Anspruch zu nehmen und that folgende, gewiß nicht alltägliche Ankündigung in den „Lokalanzeiger“:

### Vortheilhafte Heirath!!!

Ein feingebildetes, sitzames und unabhängiges Mitglied des zarten Geschlechts wünscht sich möglichst bald zu bemannen. Näheres zwischen zwölf und zwei Uhr bei Fräulein Lattig, Spahengasse 99, im vierten Stock, woselbst denen, welche dieses Gesuches wegen ihr Essen versäumen sollten, etwas aufgetischt wird.

Das wirkte unmittelbar.

Noch ehe es zwölf Uhr schlägt, rücken schon mehrere Herren an, um die Kandidatin für den Ehestand zu sehen, und ein Jeder hat deshalb auf sein Mittagsopfer verzichtet. Minnihilde lächelt sanftselig und überbietet sich in dem Bestreben, die liebenswürdige Wirthin zu machen. Die Herren essen mit Frakturzähnen, trinken nach Herzenslust und scheinen in Liebe zu ihr zu entflammen.

Am folgenden Tage kommen noch mehr Besucher;



— Wie beneidenswerth ist Derjenige, mit dem Sie sich in Ihren Träumen beschäftigen!

— Ach, es wäre Ihnen doch lieber, daß ich mich mit Ihnen wachend beschäftige!

vom dritten Tage ab stellen sie sich schaaarenweise ein und alle die Herren haben einen gesegneten Appetit.

Minnihilde weiß nicht, wo sie bleiben soll; ihre Wohnung ist ein Restaurant geworden, und wenn das noch eine Weile so fortgeht, wird sie noch sämtliche Wirthe der Stadt zu Grunde richten.

Die Aermste sieht ein, daß sie diesen Aufwand nicht lange bestreiten kann. Ihre Freier würden sie an den Bettelstab essen und dann fände sie erst recht keinen Mann. Zudem führen sich die Besucher manchmal recht ungebührlich auf; sie kommen rein der Aetzung und des Trunkes wegen und Manche thun des Guten so viel, daß man sie nur mit Hilfe des Hausmeisters wieder loswerden kann.

Schweren Herzens muß Minnihilde sich entschließen, diesen Weg wieder zu verlassen. Sie läßt den Fisch weg, dann den Braten, dann den Wein; mit den Schüsseln nehmen auch die Besucher ab und schließlich bleiben sie ganz aus.

„O Männer! Männer! Falsche, heuchlerische Profodilenbrut!“ schluchzt Minnihilde, als sie wieder allein ist. „O die Verräther! — Aber ich will nun 'mal keine überspielte Mamsell bleiben und werde trotzdem und alledem heirathen.“

\*

Minnihilde hält ein längeres Nachdenken über den verunglückten Antrag und über das nunmehr zu versuchende Mittel. Endlich glaubt sie das Richtige gefunden zu haben, denn sie ruft mit strahlender Miene:

„So muß es mir gelingen — gewiß — unfehlbar — sonder Zweifel!“



**Sie:** Ach, wenn nur die langweiligen Zwischenakte nicht wären!

**Er:** Oh, meine Gnädige, wir könnten dieselben so angenehm ausfüllen! Im ersten Zwischenakte würde ich Ihnen meine Liebe erklären, im zweiten würden wir unsere Verlobung feiern und im dritten — unsere Hochzeitsreise antreten.

Sie nimmt ihre Annonce zur Hand, streicht die Abfäuterung aus und setzt Folgendes an die Stelle:

**„Suchende macht darauf aufmerksam, daß sie acht Centimeter über dem sinken Strumpfband ein wundervolles Muttermaal hat. Sie trägt das Strumpfband über dem Knie.“**

Diese Annonce wandert wieder in den Lokalanzeiger und Minnihilde harret nun spannungsvoll der Dinge, die da kommen sollen.

Neue Besucher finden sich ein; sie haben ein Lächeln auf den Lippen, in welchem viel Lüsterheit liegt; sie lenken nachher das Gespräch auf das famose Maal und zeigen den Wunsch, es kennen zu lernen.

Aber darauf spitzt sich eben Minnihilde. Sie kneift die Lippen zusammen und antwortet mit züchtig gesenkten Augen:

„Nur mein Gatte soll es sehen.“

„Verehrteste Holde! warum ließen Sie es dann in den Lokalanzeiger setzen?“

„Damit mein Zukünftiger weiß, daß ich etwas Besonderes über dem Strumpfbande habe.“

Das reizt die Neugier der Besucher. Man probirt noch einige Anläufe, aber Alles vergebens.

„Darf ich Sie bitten, mich gefälligst zu verschonen?“

Die Herren entschuldigen ihre Kühnheit mit der Heftigkeit ihrer Leidenschaft, machen Rechtsrum und ziehen ab.

\*

Eines Tages vernahm Sir Pwigg, ein steinreicher und steifbeiniger Sohn der Plumpuddings-Insel von Minnihilde und ihrem Muttermaal. Anfangs glaubt er, es sei ein

schlechter Wig; der Inzeraten-Theil des Lokalanzeigers belehrte ihn aber eines Bessern. Sir Pwigg's traf bald in der Stadt ein, wo das wunderbare Muttermaal angekündigt wurde und sagte sich mit echt brittischem Selbstbewußtsein:

„Goddam! die hiesigen Glacé-Männer sein doch schlappige Kerle; ich wette, ich bin geschickter als die.“

Als bald fährt Sir Pwigg's bei Minnihilde vor und sagt gravitatisch und kalt zu ihr:

„Fräulein Lattig, ich möcht' Ihr „Wundermaal“ sehen.“

„Mylord,“ kniff Minnihilde, diesen Wunsch kann und werde ich nur meinem Mann erfüllen.“

„Das sein Ihr Ernst?“

„Ja, Mylord.“

„Sonst nix zeigen? Wirklich nix?“

„Nichts, Mylord — gar nichts.“

— Wieviel muß ich Ihnen zahlen, daß Sie mir das Wundermaal zeigen?

— Aber Mylord! Für Geld! . . .

— Ich zahlen fünf Pfund!

— Oh! Ach!

— Ich zahlen zehn Pfund!

— Mylord, diese Kränkung! . . .

— Ich zahlen zwanzig Pfund!

— Um keinen Preis der Welt!

— Good by!

Sprach's und ging.

\*

Die Nachricht von dem Eintreffen des sonderbaren Beefsteakmannes hatte sich in der Stadt rasch verbreitet und die Herrenwelt, die von der Besitzerin des Wundermaales so schnöde abgewiesen worden, beeilte sich, mit Sir Pwigg's Bekanntschaft zu machen, um von ihm zu erfahren, ob er glücklicher gewesen. Er zuckte mit den Achseln und sagte:

— Sie wollen nix zeigen, aber ich werden doch sehen.

Und es schien in der That, als ob der schlachshaarige Gentleman die Sache ernst nehmen würde; denn er miethete eine Villa vor der Stadt, nahm verschiedene Leute in seine Dienste und schien sich da niederlassen zu wollen. Man munkelte schon davon, der Engländer werde sich entschließen, Fräulein Minnihilde zum Traualtar zu führen, bloß um seine Neugier zu befriedigen.

Aber es sollte anders kommen. Eines Abends, als Fräulein Minnihilde in Gesellschaft ihrer Haushälterin, der alten Gertrude, von einem Besuche in der Nachbarschaft heimkehrte, sah sie vor dem Hause, in welchem sie wohnte, eine elegante Kutsche halten. Während Gertrude den Schlüssel in das Schlüsselloch steckte, um das Hausthor zu öffnen, betrachtete Fräulein Minnihilde mit einem Gemisch von Neid und Bewunderung das mit zwei schönen Pferden bespannte Gefährte, auf dessen Kutschbock ein tadellos livrierter Kutscher mit der Unbeweglichkeit einer Statue die Zügel der Pferde hielt. Doch sollte Fräulein Minnihilde in sehr unsanfter Weise aus ihren Betrachtungen gerissen werden. In dem Augenblicke, als die alte Gertrude, nachdem sie das Thor geöffnet hatte, in das Haus getreten war und nun auch das „gnädige Fräulein“ rief, stürzten im Dunkel der Nacht zwei Männer herbei, die aus dem Erdboden aufgetaucht zu sein schienen, faßten Fräulein Minnihilde ohne ein Wort zu sprechen bei den Armen und hoben sie in die Kutsche, die trotz der Hilferufe der beiden Frauen sogleich im schärfsten Galopp davonfuhr.

\*

Fräulein Minnihilde war in aller Form entführt worden. Alles traf zu, was zu einer Entführung gehörte, nur der entführende Ritter fehlte, — denn Fräulein Minnihilde befand sich in dem Wagen allein. Sie konnte ganz ungestört ihren Gedanken über dieses Abenteuer nachhängen und wenngleich sie über das Ziel dieser nächtlichen Fahrt in einiger Sorge war, konnte sie sich dennoch eines Gefühls der Befriedigung und

des Stolzes nicht erwehren, wenn sie daran dachte, daß ihre voll gereiften Reize noch mächtig genug waren, um Jemanden zu einem solchen Attentat auf ihre persönliche Freiheit zu verleiten. Jemanden! Ja, wen? Das war jetzt die Frage, die sie ausschließlich beschäftigte.

Es währte nicht lange und sie sollte diese Frage beantwortet sehen. Nach einer Fahrt von beiläufig einer Viertelstunde hielt der Wagen vor einem Gartengitter; die beiden dunklen Männer waren wieder zur Stelle, hoben die Entführte aus der Kutsche und geleiteten sie durch einen kleinen Vorgarten in ein Erdgeschoß von vornehmem Aussehen und da in einen elegant möblirten Salon, der hell erleuchtet war und dessen Fenster durch Doppelvorhänge dicht verschlossen waren.

Minnihilde hatte kaum noch Zeit, sich in dem Gemache umzuschauen, als eine Thür sich öffnete und durch dieselbe — Sir Pwigg's eintrat.

\*

Was zwischen den Beiden sich da ereignete; ob der Engländer durch reiche Geldversprechungen oder durch Drohungen mit Gewaltmitteln sein Ziel erreicht hat: darüber schwebt ein dichtes Geheimniß. Es ist nur so viel bekannt worden, daß Fräulein Minnihilde noch am nämlichen Abend wohlbehalten wieder vor ihrem Hausthor abgesetzt wurde und daß am folgenden Morgen Sir Pwigg's und seine gesammte Dienerschaft aus der Gegend verschwunden waren.

Der Lokalanzeiger aber brachte am zweitnächsten Tage folgende Mittheilung:

„Ich hätte es nie gewagt, im Kreise meiner Londoner Freunde zu erscheinen, wenn es mir, nachdem es mir gelungen, aus den südamerikanischen Urwäldern den für immer verloren geglaubten Hosenriemen Vasco de Gama's heimzuholen, nicht gelungen wäre, das Muttermaal des Fräulein Minnihilde Lattig zu sehen. Es ist mir gelungen und den zahlreichen Neugierigen diene zur Nachricht, daß dieses Muttermaal sich in nichts von jenem unterscheidet, welches alle anderen Evasstöchter mit auf die Welt bringen.“

**J. C. L. Pwigg's,**

Mitglied der Gesellschaft der Raritätenforscher  
in London.

\*

Fräulein Minnihilde hat durch das tiefste Schweigen die Richtigkeit dieser Mittheilung bestätigt. **H. G.**



**ONBONNIÈRE.**

Adam und Eva.

Brüderchen und Schwesterchen kamen aus der Schule. In einem Schaufenster sahen sie „Adam und Eva im Paradiese“ abgebildet. Neugierig blieben sie stehen und entzifferten mit Mühe die Unterschrift.

— Ich möchte doch wissen, Fränzchen, sagte das kleine Mädchen, welches wohl der Adam und welches die Eva ist?

— Dummes Ding! belehrte sie der Junge, erst muß man ihnen doch Kleider anziehen, dann kann man wissen, welches Adam und welches Eva ist!

\*

### Wißbegierig.

Ein zum Tode Verurtheilter wurde aus dem Schlafe geweckt, um sich zu seinem letzten Gange zu bereiten. Der Gefängniß-Direktor fragte ihn, ob er vor seinem Tode noch einen Wunsch habe?

— Jawohl, erwiderte der Delinquent; ich möchte das Bolapük erlernen.

\*

### Aus der Kinderwelt.

— Fritzchen, da hast Du einen Apfel, theile ihn christlich mit Deiner Schwester.

— Wie theilt man denn christlich, Mama?

— Man gibt die größere Hälfte dem Andern.

Da reicht Fritzchen den Apfel seinem Schwesterchen und sagt:

— Theile Du christlich

\*

### Auch schön!

Der deutsche Kaiser Wilhelm I., damals noch König von Preußen, sah eines Tages, auf einer Steinbank der Karlsbader Promenade sitzend, einen Ungar auf sich zukommen, welcher ruhig den Sitz neben ihm einnahm, con amore rauchte, ohne sich um ihn zu kümmern.

— Wer ist denn — er? fragt der König, ein wenig verdrossen über diesen achtlosen Gleichmuth.

— Bin N. Odry, ungarischer Comitats-Vicegespan.

— Schön, antwortete der König mit gedämpftem Unmuth.

Nach kurzer Weile hub auch Odry an:

— Und wer ist denn — er?

— Der König von Preußen.

— Auch schön, bemerkte der ungarische Comitats-Vicegespan, gleichgiltig weiterrauchend.

\*

### Amor.

Ein mit Bildwerken handelnder Italiener empfahl einer ältlichen Dame verschiedene Statuetten, darunter besonders einen kleinen Amor, welcher nach seiner Meinung sehr geeignet zu einem Neujahrsgehesent wäre.

— Lächerlich! bemerkte die Dame, daß Amor stets nur als Kind zu haben ist, und daß die Künstler nicht bedenken, daß das Gescheft viel gangbarer wäre, wenn Amor auch als Mann von ungefährr zwanzig Jahren dargestellt würde.

## Griechisch.

### I.

Die Geschichte, die ich heute zu erzählen habe, ist eine griechische, aber trotzdem durchaus modern und zeitgenössisch. Ich führe den Leser nach Athen, an den Pyräus, der noch heute, nach so vielen Jahrhunderten, die schönste Promenade der Welt ist und wo man an milden Sommerabenden auch heute noch die schönsten Frauen der Welt sehen kann.

Die Schönsten unter den Schönen aber waren die beiden Töchter des reichen Schiffsrheders Bizemoncanaris, der nicht

nur in seinem Vaterlande, sondern in allen Seehandel treibenden Städten am Mittelmeere wohlbekannt ist. Sie hießen Olympia und Helena und waren vermöge ihrer hohen Schönheit mindestens eben so berühmt wie ihr Vater vermöge seines Reichthums.

Ein Jahr, nachdem wir die Bekanntschaft dieser reizenden Schwestern gemacht haben, ist nur mehr Helena zu sehen. Sie geht in tiefe Trauer gekleidet, gefolgt von einer Magd. Olympia war trotz der sorgfältigsten, aufopferndsten Pflege von der Auszehrung hinweggerafft worden. Da Herr Bizemoncanaris sehr oft weite Geschäftsreisen zu machen hatte, beschloß er, Helena zu verheirathen, damit sie nicht zu oft allein sei. Er gab sie dem schönen und angesehenen Advokaten Themistokles Lafeketapoulos zur Frau und alle Welt war darüber einig, daß es niemals eine passendere Ehe gegeben.

### II.

Sie waren glücklich und der Honigmond, der mit ihrer ersten Nacht begann, schien nicht mehr enden zu sollen. Da fügte es sich, daß Themistokles Lafeketapoulos in einer wichtigen Erbschafts-Angelegenheit auf drei Monate verreisen mußte. Der Abschied war schwer und bitter: man mußte die trostlosen Ehegatten gewaltsam von einander trennen.

Zwei Tage später fiel Helena ins Bett, das sie nicht mehr verließ. Ein unerbittliches Siechthum hatte sie ergriffen; es verscheuchte das zarte Roth von ihren Wangen und Lippen und löschte den milden Glanz ihrer schönen Augen aus. Ein Arzt sprach von Blutarmuth, ein zweiter von Chlorose, während ein Dritter die Nerven allein beschuldigte. Und Keiner konnte ihr helfen, es ging rasch abwärts mit der Aermsten. Durch mehrere dringende Depeschen von dem trostlosen Zustande seiner Gattin verständigt, eilte Themistokles Lafeketapoulos heim und als er seine junge Frau in ihrem bejammernswerthen Zustande erblickte, rannen ihm die hellen Zähren über die Wangen. Und da sie trotz ihres leidenden und schwermüthigen Aussehens noch immer schön war, mengte er viele Küsse unter seine Thränen und verlängerte bis in die späte Nacht hinein diese Scene des schmerzlichen Wiedersehens.

Und oh, wunderbarer Einfluß der ehelichen Zärtlichkeit! Am folgenden Morgen befand sich Helena wohler und am zweitnächsten Morgen noch wohler.

### III.

Drei Wochen später ward die vollständige Genesung der schönen Frau Lafeketapoulos mit einem reichen, fröhlichen Mahle gefeiert, bei welchem sie selbst, in ihrer triumphirenden Schönheit, den Ehrenplatz an der mit Blumen reichgeschmückten Tafel einnahm. Ihr gegenüber sitzt der glückliche, freudestrahlende Gemahl und es kreisten die Becher, gefüllt mit den köstlichen Gewächsen von Chios und Syrakus. Kein Wunder, wenn die Köpfe sich allmählig erhitzten und manch' freies, schlüpfriges Wort die Runde machte. Und als die allgemeine Freude ihren Höhepunkt erreichte, da sah man plötzlich mit Erstaunen, daß der glückliche Gemahl, der wackere Themistokles Lafeketapoulos bitterlich weinte.

— Hihihihih!

Man eilte theilnahmsvoll hinzu und erkundigte sich nach der Ursache seines plötzlichen Kummers. Er aber sagte nichts, sondern fuhr fort, schwere Thränen zu vergießen, zu ächzen und zu stöhnen.

— Hihihihhi!

Endlich aber erhob er sich von seinem Sitze, warf sich seiner Frau in die Arme und rief im Tone des aufrichtigsten Schmerzes:

— Oh, meine theure Helena! Wenn ich früher gewußt hätte, was ich heute weiß, dann wäre Deine arme Schwester Olympia nicht gestorben!

Armand Silvestre.

## Leibeigen.



Jung Halmar war Gudbrands Eigenthum  
So, wie das Pferd und das Rind im Stall;  
Das Kriegsspiel machte den Jüngling ihm  
Zum Hörigen, zum leibeig'nen Vasall.  
Und Gudbrand, der war ein schlimmer Herr,  
Nichts liebte er, als sein junges Gemahl,  
Schön Hadwig, die wie ein Blümlein welkt,  
Seit auf sie gefallen des Alten Wahl.  
Leibeigen zu sein einem schlimmen Herrn  
Verfluchte jung Halmar wohl tausendmal,  
Leibeigen zu sein dem gehaßten Mann  
War für schön Hadwig die bitterste Qual.  
Als Beide sich sahen, vergaßen sie  
Ihr Leid und ihr Glend zum erstenmal  
Und bald glühte Hadwig in Halmars Arm,  
Bedecket von Küssen wohl ohne Zahl,  
Und als einst zur Jagd Herr Gudbrand ritt,  
Erwartet erst spät zum nächtlichen Mahl,  
Da kosten die Beiden und liebten sich  
Im wappengeschmückten Ahnensaal.  
Die Ahnen, die schauten's mit Grausen an,  
Die Liebenden mahnte der Hörnerschall.  
Schön Hadwig war glühend dem Leibeigenen  
Leibeigen geworden zum erstenmal.

S.

## Lieschens Furcht.

— Ein Idyll. —

Früh Morgens war Lieschen in den Wald gegangen, um Erdbeeren zu pflücken und noch war sie nicht heimgekehrt.

Die alte Frau — ihre Mutter — war verzweifelt; sie konnte sich nicht vorstellen, wohin Lieschen gerathen sei. Am Nachmittag ging sie zum Waldbauer hinüber und bat ihn, mit ihr in den Wald zu gehen, um Lieschen zu suchen.

Der Waldbauer — ein altes, gebrechliches Männchen — sagte ihr:

— Wir wollen lieber meinen Sohn, den Michel schicken. Er hat noch junge, kräftige Beine und wird Lieschen schon heimbringen.

Und Michel ging in den Wald, um Lieschen zu suchen.

### I.

Im Walde war es schon fast dunkel. Die stämmigen Eichen breiteten dichten Schatten über den schmalen Pfad und Michel konnte nur langsam vorwärts kommen. Er mußte jeden Augenblick Halt machen und manchmal ließ er seine kräftige Stimme ertönen, indem er rief:

— Lieschen, Lieschen, wo bist Du?

Keine Antwort. Nur das üppige, grüne Laub zitterte und rauschte rings um ihn, als ob es wiederholen wollte:

— Lieschen!

Doch Lieschen war nirgends zu finden. Michel ging immer weiter in den Wald hinein und seine Stimme verhallte langsam im ewigen Rauschen des Waldes. Schon sah er den Mond durch das Laub erzittern und ein kühler, duftiger Luftstrom umwehte ihn.

Da sah er mit einemmale unter einem Strauche Lieschen liegen.

Sie schlief.

Ihr seidenweiches Haar hatte sich aufgelöst und wie es gleich einem goldenen Schleier um ihr schönes Haupt heruntersallte, schien es, als wäre sie die schlafende Waldfee.

Dem Michel wurde es warm ums Herz. Er wagte es nicht, sie zu wecken; nur anschauen hätte er sie mögen bis in alle Ewigkeit. Er hatte sie noch nie so schön gefunden. Er fühlte etwas wie Eifersucht. (Es war kein Wunder: die Strahlen des Mondes küßten sie so zudringlich!)

Er trat näher, setzte sich auf das raschelnde, dürre Laub und betrachtete sie zärtlich.

— Lieschen! sagte er endlich.

Das Mädchen fuhr erschreckt auf.

### II.

Der Bauernjunge ergriff ihre Hände:

— Fürchte nichts! Ich bin gekommen, um Dich zu suchen und heimzuleiten. Deine Mutter ist um Dich geängstigt und wollte selbst Dich suchen gehen. Wo warst Du?

Das Mädchen hörte ihn kaum. Mit einem leisen Schauer sprach sie:

— Ich danke Dir. Du bist ein guter Junge, Michel. Ich hatte einen furchtbaren Traum; wie gut, daß Du mich

geweckt hast. Ja, wo ich war? Immer im Walde. Ich kenne jeden Pfad und jeden Baum und konnte mich nicht verirren. Mir war so wohl, ich konnte mich nicht von dem duftigen Walde trennen. Und mit einemmale überkam mich eine Müdigkeit, wie ich sie noch niemals gefühlt und der Schlaf übermannte mich und ich hatte einen bösen Traum; ich glaubte sterben zu müssen. Doch Du hast mich geweckt. Du lieber, guter Michel! . . .

Der Junge ergriff ihre Hand und küßte sie lange und zärtlich.

### III.

— Lieschen!

Seine Stimme bebte und klang bittend. Seine ganze Seele und Liebe erzitterte darin.

— Ich habe Dich immer geliebt, sagte er.

Das Mädchen antwortete ohne Besinnen:

— Du bist mir auch lieb. Aber führe mich nachhause. Es wird allmählig Nacht und ich fürchte mich.

Der Bursche legte die Hand auf ihre Schulter:

— Lieschen! Laß uns noch ein Weilchen bleiben!

— Ich fürchte mich.

— Schmiege Dich fest an mich und denke an unsere Liebe. Deine Furcht wird dann weichen.

Das Mädchen umarmte ihn und er fühlte das Beben ihres zarten Leibes.

— Fürchte nichts, Lieschen, Du Theuere . . .

— Ich möchte nachhause.

Der laue Abendwind umfächelte sie. Die alten Eichen und Kastanien rauschten; im schattigen Gebüsch schlug die Nachtigall; heilige Stille herrschte ringsumher; der ganze Wald war jetzt in das Silberlicht des Mondes getaucht.

Und wieder sagte Michel:

— O, wie liebe ich Dich! . . .

Und das Mädchen fühlte sich wieder eingewiegt; sie wollte wieder träumen. Doch wie ganz anders war der Traum, der jetzt ihre Augenlider schloß!

— Oh mein süßes, theures Liebchen!

Es war das ewige Wundermärchen von junger Liebe und jungem Glück.

### IV.

Der Mond stand hoch oben, als sie Arm in Arm den Heimweg antraten. Lieschen zitterte nicht mehr. Mit ihrer Furcht war es vorbei; strahlend schmiegte sie sich an Michel und sie wäre bis zum jüngsten Tag so an seiner Seite fortgegangen.

Im Dorfe herrschte stille Nacht. Nur ein Fenster zeigte noch Licht und als sie dort angekommen waren, sahen sie Lieschens Mutter weinend, zusammengefauert . . .

— Arme Mutter — lispelte Lieschen und drückte Michels Hand.

Dann klopfte sie ans Fenster und rief:

— Fürchte nichts, Mutter, ich bin es.

Hei, welch ein Jubel!

Michel fragte das Mädchen:

— Hast Du keine Furcht mehr?

Und Lieschen lächelte ihn an mit einer Glückseligkeit, die sie noch nie gefühlt und sagte leise:

— Ich fürchte nur, daß ich noch oft — Furcht haben werde . . .

G. K.

## König David.

Alt geworden, legt' sich David,  
An die Frau des Urias denkend  
In sein Bett, das occupirt war  
Von zwei Jungfrau'n Israels.

Auf dem Lager zu erwärmen  
Dacht' er sich an beiden Jungfrau'n;  
Doch umsonst! . . . An ihm erkältet  
Saben beide Jungfrau'n sich . . .

Morgen kam. Frau Sonne lachte  
Auf des Königs seid'nes Lager;  
Auch die beiden Jungfrau'n lachten,  
Lachten aus den König David.

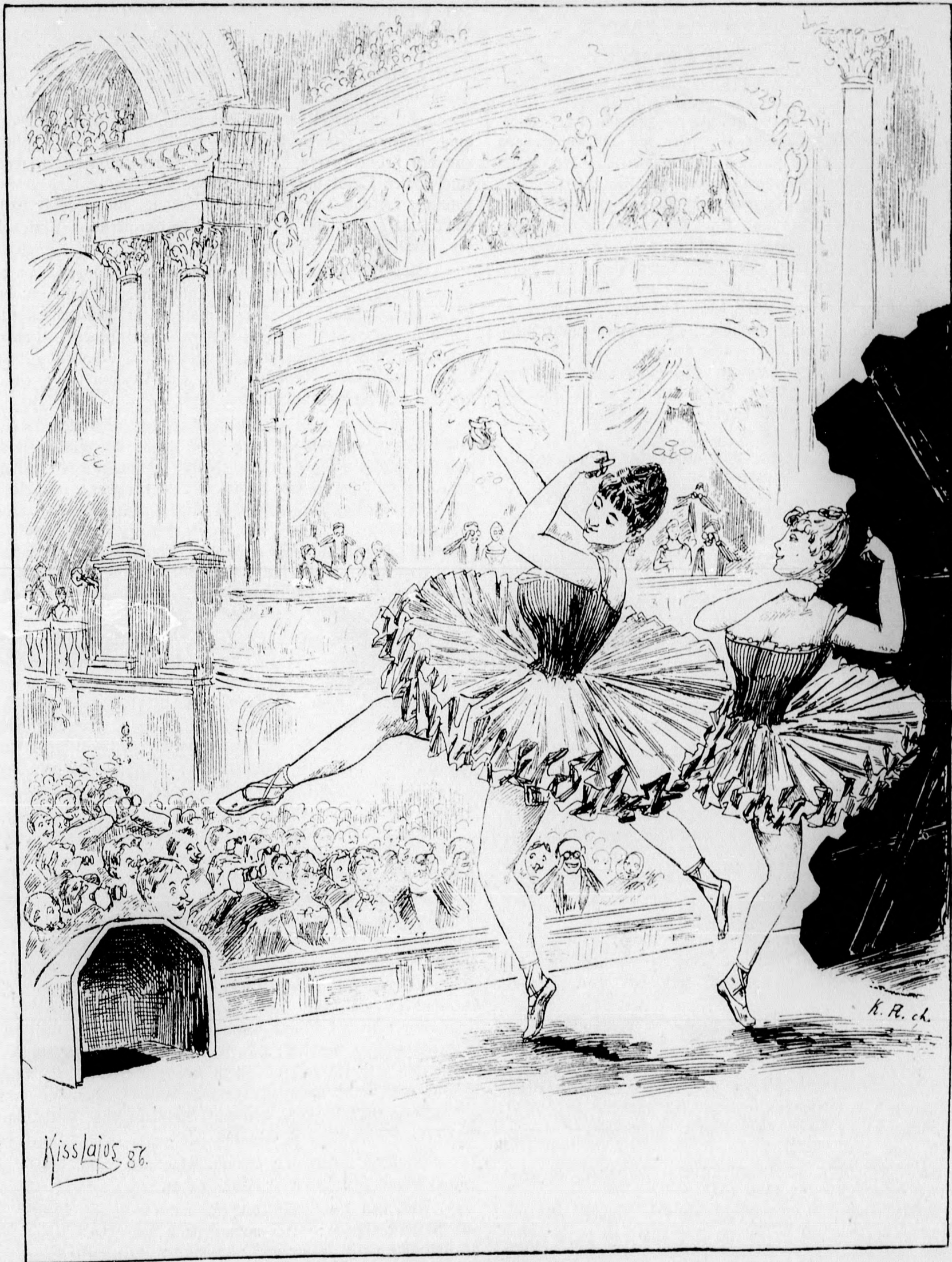
Auch der König lachte selber . . .  
Das „Warum?“ blieb unergründlich.  
Stieg vom Lager ab der König,  
Nahm sich lachend Stift und Rolle.

Lachend schrieb er auf die Rolle  
Seinen weinerlichsten Bußpsalm.  
Ganz Israel schluchzt noch heute,  
Wenn es diesen Bußpsalm singt!

Idnum.



# Zwiegespräch beim pas de deux.



— Adele, Dein Bankier Herzblatt lorgnettirt Dich aber stark!  
— Was nützt es mir? Der Schafskopf sitzt heute auf dem Balkon; so hoch kann ich die Beine doch nicht heben.

# Mont-Oriol.

Roman von Guy de Maupassant.

Deutsch von Armin Schwarz.

## VIII.

Die Abwesenheit des Herrn Andermatt zog sich in die Länge. Herr Aubry-Pasteur fuhr inzwischen mit den Forschungen im Erdboden fort. Er fand weitere vier Quellen, welche der neuen Gesellschaft zweimal so viel Wasser lieferten, als sie brauchte. Die ganze Gegend ringsumher war über diese Entdeckungen außer Rand und Band; man sprach von nichts mehr als von der glänzenden Zukunft, die nun anbrechen sollte. Der Marquis und Gontran verbrachten ihre ganze Zeit bei den Arbeitern, so daß Paul und Christiane ganz ruhig und ungestört ihrer Liebe leben konnten.

Eines Tages sagte sie ihm: „Sie haben nicht mehr jenen guten Geruch, den Sie früher hatten.“

Und er erwiderte darauf: „Ich will nichts von der Vergangenheit behalten. Mein Leben hat an dem Tage begonnen, da ich Sie kennen lernte. Jener Geruch war der einer Andern.“

Eines Abends, als sie zum Diner ins Hôtel zurückkehrten, sagte ihnen der Marquis:

„Andermatt wird in vier Tagen eintreffen; Alles ist vorbereitet. Am Tage nach seiner Rückkehr werden wir Alle abreisen. Wir sind nun schon lange genug hier; man darf den Gebrauch der Mineralbäder nicht zu lange ausdehnen.“

Paul und Christiane waren so überrascht, als hätte man ihnen das Ende der Welt angekündigt. Während des ganzen Diners sprachen sie nichts, völlig in ihre Gedanken versunken über Dasjenige, was nun kommen sollte. In einigen Tagen sollten sie also getrennt werden und sich nicht mehr frei wiedersehen dürfen. Das schien ihnen so bizarr, so unmöglich, daß sie es nicht glauben wollten.

Andermatt traf thatsächlich gegen Ende der Woche ein. Er kam von der Bahnstation mit einem großen Gefolge und diese Gesellschaft fuhr in zwei großen Landaus. Andermatt stieg aus dem ersten Wagen, gefolgt von drei Herren, die sehr gut gekleidet waren, aber eine bescheidene Haltung an den Tag legten. Dem zweiten Wagen entstiegen vier Herren, die von noch mehr untergeordneter Stellung zu sein schienen, als die Andern. Der Marquis und Gontran waren erstaunt über diese Gesellschaft und Letzterer fragte seinen Schwager: „Wer sind diese Leute?“

Andermatt erwiderte:

„Das sind meine Aktionäre. Wir werden noch heute die Aktiengesellschaft bilden und sogleich auch den Verwaltungsrath wählen.“

Er küßte seine Frau, ohne zu ihr zu sprechen, fast ohne sie zu sehen; dann wandte er sich zu den sieben Herren, die respektvoll und stumm hinter ihm standen und sagte: „Lassen Sie sich Ihr Frühstück auftragen und machen Sie dann einen Spaziergang. Zu Mittag treffen wir uns hier.“

„Wo haben Sie diese Leute aufgegabelt?“ fragte Gontran.

„Das sind sehr anständige Leute; Börseaner, Kapitalisten, die meine Geschäfte betreiben.“

Dann begab sich Andermatt zu dem Notar, um die Schriftstücke zu lesen, deren Entwürfe er ihm aus Paris fertig zugesandt hatte.

Beim Notar fand er den Doktor Latonne, mit dem er einige Briefe gewechselt hatte. Die beiden Herren zogen sich in eine Fensternische zurück und plauderten mit gedämpfter Stimme, während die Schreiber des Notars mit fieberhafter Hast die Aktenstücke vorbereiteten.

Es wurde verabredet, daß man sich um zwei Uhr zum Zwecke der Konstituierung der Aktiengesellschaft versammeln werde.

Das Arbeitskabinet des Notars war wie für ein Konzert hergerichtet worden. Vor dem grünen Tische, wo der Notar, Doktor Alain, mit seinem ersten Schreiber Platz nehmen sollte, standen zwei Reihen Sessel für die Aktionäre. Doktor Alain hatte zu dieser wichtigen Angelegenheit seinen Frack angezogen.

Schlag zwei Uhr kam Andermatt, begleitet vom Marquis, seinem Schwager Gontran und Bretigny, und gefolgt von den sieben Herren, die er aus Paris mitgebracht hatte. Auch Vater Oriol mit seinem Sohne war da, endlich Doktor Latonne, der sich dem Bankier vollständig unterworfen hatte. Andermatt hatte ihm die Stelle des dirigirenden Arztes in dem künftigen Etablissement zugesagt.

Als Alle saßen, hielt Andermatt eine Ansprache an die Versammlung, in welcher er die glänzenden Aussichten des mit einem Kapital von zwei Millionen zu gründenden und „Mont-Oriol“ zu benennenden Etablissements auseinandersetzte. Als er fertig war, fragte er, ob Jemand etwas einzuwenden habe. Niemand hatte eine Einwendung; einige der Pariser Herren applaudirten sogar.

Nun schritt man zur Verlesung der Statuten, wobei Vater Oriol, nachdem er seine große Brille aufgesetzt hatte, in seinem eigenen fettigen, zerknitterten Exemplar der Lesung folgte, damit ihm ja kein Buchstabe verloren gehe. Das währte eine Stunde. Gontran langweilte sich fürchterlich und nahm das Lokalblatt zur Hand, um die Kurliste zu lesen. Paul saß rittlings auf seinem Sessel, gesenkten Hauptes und beklommenen Herzens, daran denkend, daß dieser kleine, rothwangige, dickbäuchige Mensch ihm morgen Früh seine geliebte Christiane, die ihm allein gehörte, entführen werde.

Endlich war die Lesung beendet und man unterschrieb. Auf die Aufforderung des Notars erklärte der Kassierer der Gesellschaft, Herr Abraham Levy, daß die Fonds bei ihm eingezahlt worden seien. Hierauf erfolgte die Konstituierung: Andermatt wurde zum Präsidenten, Bretigny zum Aufsichtskommissär gewählt. Der Verwaltungsrath bestand aus: Andermatt, dem Marquis Ravenel, dem Grafen Ravenel, dem Doktor Latonne, Oriol Vater und Sohn, Abraham Levy und Simon Zidler.

Als die Gesellschaft das Haus des Notars verließ, war die ganze Bevölkerung draußen versammelt und die Bauern grüßten mit tiefer Demuth. Man verabredete, um sieben Uhr zum Diner im großen Saale des „Splendid-Hôtel“ zusammenzutreffen. „Bringen Sie Ihre beiden Töchter mit“ sagte Andermatt zu Vater Oriol, indem er sich von dem alten Bauer trennte.

Es war ein großes Diner, zu welchem Andermatt die vornehmeren Badegäste und die Spitzen der Ortsbehörden eingeladen hatte. Christiane nahm den Ehrenplatz ein, mit dem Pfarrer zu ihrer Rechten und dem Maire zu ihrer Linken. Die beiden Fräulein Oriol hatten unter ihrer Serviette Armbänder, mit Perlen und Smaragden verziert, gesunden und plauderten, entzückt von diesem Geschenke, sehr heiter mit Gontran, der zwischen Beiden saß.

Paul aß nichts und schwieg. Ihm war, als sollte an diesem Abend sein Leben zu Ende gehen.

Als man die Tafel verließ, näherte er sich Christiane und flüsterte ihr zu: „Ich muß sogleich mit Ihnen sprechen, da ich nicht weiß, wann wir uns wieder allein treffen werden. Wissen Sie, daß es gerade heute ein Monat ist, seitdem . . .“

„Ja, ich weiß es“.

„Ich werde Sie auf dem Wege nach La Roche-Pradière erwarten, in der Nähe der Kastanienbäume. Niemand wird in diesem Augenblicke Ihre Abwesenheit wahrnehmen. Kommen

Sie scheell, mir ein Lebewohl zu sagen, da wir uns morgen trennen sollen.“

Sie flüsterte:

„Ich werde in einer Viertelstunde dort sein.“

Er war zuerst am Plage des Rendezvous und als auch sie bald darauf dort ankam, sank er vor ihr stumm in die Kniee und rief:

— Christiane! Ich soll Dich nun verlieren?

Sie versenkte ihre Finger in seinem dichten Haar, bog sein Haupt zurück und küßte ihn auf die Augen.

— Warum solltest Du mich verlieren? fragte sie lächelnd.

— Wir müssen uns doch trennen?

— Uns trennen? Für so kurze Zeit . . .

— Wer weiß? Wir werden die Tage nie mehr wiederfinden, die wir hier verlebt haben.

— Wir werden andere, nicht minder schöne Tage haben.

Sie setzte sich unter dem Baume ins Gras, wo er sie erwartet hatte und ließ ihn neben sich, etwas tiefer, Platz nehmen, um mit seinen Haaren spielen zu können. Dann sagte sie ernst, als liebende, entschlossene Frau, die da weiß, was sie zu thun hat, Folgendes:

— Höre mich an, Geliebter. Ich bin in Paris sehr frei. Andermatt kümmert sich nicht um mich, nur um seine Geschäfte. Da Du nicht verheirathet bist, werde ich zu Dir kommen. Alle Tage werde ich Dich besuchen, bald am Morgen vor dem Frühstück, bald am Abend, damit nicht die Dienerschaft, wenn sie mich immer zur nämlichen Stunde ausgehen sieht, Verdacht schöpfe. Wir werden uns öfter treffen können als hier, denn wir werden keine Neugierigen zu fürchten haben.

Er aber preßte seinen Kopf an ihre Kniee und wiederholte:

— Ich fühle, daß ich Dich verlieren werde.

Sie machte eine Bewegung der Ungeduld, als sie diese Hartnäckigkeit sah. Er aber fuhr fort:

— Wenn Du wolltest, Christiane, würden wir fliehen, weit, weit, in ein Land voll Blumen, und dort unserer Liebe leben. Willst Du mit mir fliehen, noch diesen Abend fliehen?

Sie zuckte unzufrieden mit den Achseln. Es verdroß sie, daß er ihren Worten kein Gehör schenkte, denn die Zeit der zärtlichen Schwärmerei und der übermüthigen Streiche war vorüber; jetzt galt es, die Möglichkeit zu suchen, daß sie sich lieben, ohne Argwohn zu erwecken. Sie erwiderte ihm:

— Höre mich, Geliebter! Wir müssen uns verständigen und dürfen keine Unklugheiten begehen. Bist Du Deiner Dienerschaft sicher? Wir haben einen Verrath am meisten zu fürchten, einen anonymen Brief an meinen Gatten. Er selbst wird nie etwas vermuthen. Ich kenne William genau.

Sie sprach jetzt schon zum zweiten Male den Namen ihres Gatten aus, dies brachte Paul vollends außer sich.

— Sprich jetzt nicht von ihm! rief er erregt.

Sie schien erstaunt und fragte:

— Warum? Ich muß doch . . . O, ich versichere Dir, daß er nicht allzusehr an mir hängt . . .

Sie hatte seinen Gedanken errathen.

Eine unbestimmte, noch unbewußte Eifersucht war in ihm erwacht. Er faßte ihre Hände und sagte:

— Höre mich, Christiane . . . Wie stehst Du mit ihm? . . .

Sie begriff nicht sogleich und sagte:

— Gut . . . sehr gut . . .

— Ja, ja; ich weiß. Aber . . . höre mich . . . verstehe mich recht . . . Er ist Dein Mann und . . . ich denke jetzt immer daran . . . daß . . . Es quält mich . . . es peinigt mich . . . Verstehst Du mich? . . .

Sie zauderte einen Augenblick, dann errieth sie plötzlich seine Gedanken und rief in einer Regung der Enttäuschung:

— O, Geliebter, wie kannst Du glauben? . . . Ich bin Dein . . . ganz Dein . . . da ich Dich liebe! . . .

Er ließ sein Haupt wieder auf ihre Kniee sinken und stammelte:

— Aber er ist doch Dein Mann . . . Was kannst Du anfangen? . . . Hast Du daran gedacht? . . . Was wirst Du heute Abend oder morgen thun, wenn er . . . Du kannst doch nicht immer „Nein“ sagen.

Da flüsterte sie leise:

— Ich habe ihn glauben lassen, daß ich guter Hoffnung bin und das genügt ihm . . . O, er ist leicht zu behandeln . . . Reden wir nicht weiter davon . . . Mich kränkt das . . . Habe Vertrauen zu mir, da ich Dich liebe . . . Und jetzt müssen wir zurückkehren, denn man könnte unsere Abwesenheit bemerken.

Sie erhoben sich und lagen einander lange, lange Minuten an der Brust. Dann riß sie sich los und eilte davon.

Er aber stand noch lange an der nämlichen Stelle und blickte traurig dem davoneilenden Schatten nach, mit welchem all' sein Glück zu fliehen schien.

Ende des ersten Theiles.

## Zweiter Theil.

### I.

Wer am 1. Juli des folgenden Jahres wieder nach Enval kam, vermochte den Ort kaum wieder zu erkennen. Auf dem Gipfel des Oriolhügels stand ein großes Gebäude in maurischem Style, das am Giebel in goldenen Lettern die Aufschrift „Casino“ trug. Der Abhang war in einen kleinen Park umgezaubert worden. Auf der andern Seite war eine mächtige Terrasse angelegt, welche von einer großen, starken Mauer gestützt, die an den Enden mit riesigen Vasen in rothem, imitirtem Marmor geschmückt war, gleichsam die ganze, weite Landschaft beherrschte.

In der Ebene, mitten unter den Weinbergen, waren sechs tragbare Schlößchen im Schweizerstyle errichtet worden. Auf dem südlichen Abhange dehnte sich ein riesiges, weißes Gebäude aus, das die Reisenden schon von Rom aus sehen konnten. Das war das große Hôtel von Mont-Oriol. Unterhalb desselben, am Fuße des Hügels, stand ein noch größeres, einfaches Gebäude, umgeben von einem Garten, welchen der Bach durchschnitt. Das war das Badehaus, wo die Patienten jene wunderbare Heilung finden sollten, welche der Doktor Patonne in einer von ihm verfaßten Brochure ihnen verhiess. An der Stirnseite dieses Gebäudes war zu lesen: „Heilquellen von Mont-Oriol.“ Auf dem rechten Flügel „Kaltwasser-Heilanstalt“, auf dem linken Flügel: „Heilgymnastik“.

Der Erfolg hatte gleich in den ersten Tagen alle Erwartungen übertroffen. Drei berühmte Aerzte, die Professoren Mas-Roussel, Cloche und Remusat, hatten die neue Bade-Anstalt in Schutz genommen und eingewilligt, einige Wochen in den Schweizerhäuschen zuzubringen, die man ihnen zur Verfügung gestellt hatte.

Ihrem Einflusse war es zu danken, daß eine Menge Badegäste herbeigeeilt waren. Das Hôtel war ganz voll.

Heute sollte die feierliche Einweihung und die Taufe der drei Quellen stattfinden. Zu diesem Zwecke fand in dem Kabinet des Bade-Inspektors Dr. Patonne eine kleine Konferenz statt. Als Andermatt daselbst erschien, fand er außer dem Doktor noch die Herren Marquis Ravenel, Gontran, Oriol Vater und Sohn — die jetzt städtische Röcke von etwas überlangem Zuschnitte trugen — und Paul Bretigny.

Man hatte ursprünglich die Absicht, den drei Quellen die Namen der drei Professoren beizulegen. Allein Andermatt machte seinen Kollegen von der Verwaltung begreiflich, daß

man sich dadurch mit allen anderen Aerzten des Landes verfeinden würde und daß es viel schöner und zweckmäßiger wäre, den Quellen Frauennamen beizulegen; die eine soll „Christiane-Quelle“, die beiden anderen nach den Driol'schen Töchtern „Louisen-Quelle“ und „Chorlotten-Quelle“ heißen. Diese Damen würden bei der kirchlichen Einweihung als Taufpatinnen und die drei Professoren als Paten fungiren.

Dieser Vorschlag wurde mit allgemeinem Beifall aufgenommen.

In der feierlichen Prozession, die sich aus der Kirche zu den Quellen bewegte, schritt der Professor Cloche an der Seite Christianes einher. Unterwegs sagte er ihr unter Anderem:

— Ihr Herr Gemahl, Madame, hat mit mir vorhin von Ihnen gesprochen. Ihr Gesundheits-Zustand flößt ihm einige Besorgnisse ein. Er hat mir mitgetheilt, daß Sie in Zweifel sind über den Zeitpunkt Ihrer Entbindung.

Sie erröthete bis an die Schläfen und murmelte:

— Ja, ich hatte mich Mutter geglaubt, lange bevor ich es war. Jetzt weiß ich selbst nicht mehr . . .

Sie hatte diese Worte in der höchsten Verwirrung stotternd hervorgebracht.

Die Einsegnung der Quellen ging sehr rasch vor sich. Der Abbé Litre besprenkte sie, eine nach der andern, mit Weihwasser und gab ihnen die für sie bestimmten Frauennamen. Dann begab sich die Gesellschaft in den großen Lesesaal, wo ein Mahl aufgetragen war.

Paul bemerkte zu Gontran:

— Wie hübsch die Driol'schen Töchter geworden sind!

— Sie sind reizend! In der That! . . .

Ein Konzert und ein Feuerwerk sollten den festlichen Tag beschließen. Das Feuerwerk sollte auf einem benachbarten Hügel abgebrannt werden. Der Direktor des Etablissements, Petrus Martel, hatte mit dem Feuerwerksmeister verabredet, daß er — Martel — eine Rakete werde steigen lassen, um das Signal zum Abbrennen des Feuerwerks zu geben.

Um halb acht Uhr war der Theatersaal voll. Zuerst ward ein Vaudeville gegeben, welchem eine neue Operette folgen sollte, die der Kapellmeister Saint-Vandri für diese feierliche Gelegenheit komponirt hatte.

Christiane, die in der ersten Reihe zwischen ihrem Bruder und ihrem Gatten saß, litt fürchterlich durch die Hitze. Jeden Augenblick sagte sie: „Ich kann es nicht länger aushalten!“ Ihr Gatte aber bat sie zu bleiben, um das Fest nicht zu stören.

Da neigte sich Gontran zu ihr und fragte:

— Dir ist zu heiß?

— Ja, ich ersticke schier.

— Warte, Du sollst gleich lachen.

Er verließ in unauffälliger Weise den Saal und begab sich in das Kaffeehaus, das jetzt ganz leer war. Dort griff er unter den Kaffeetisch und holte die Signalarakete hervor, die Petrus Martel dahin gelegt hatte. Er ging damit hinaus, verbarg sich in einem Dickicht und zündete die Rakete an.

Die Rakete stieg, einen weiten Bogen beschreibend, in die Höhe und sandte einen Funkenregen hernieder.

Fast im nämlichen Augenblicke erdröhnte eine furchtbare Detonation auf dem benachbarten Berge und ein Bündel feuriger Sterne fuhr nach allen Richtungen in die Nacht hinaus.

Da rief Einer im Theatersaale: „Das Feuerwerk, das Feuerwerk!“

In den nächsten Augenblicken stürmte alle Welt aus dem Saale in den Park hinaus, um das Feuerwerk zu betrachten. Man war entzückt; nur der Casino-Direktor Petrus Martel

rang verzweifelt die Hände und rief: „O, welches Unglück! Wer hat mir das gethan?“

Christiane hatte am Arme Paul's ebenfalls den Saal verlassen und draußen auf einer Bank Platz genommen, von wo sie das glänzende Schauspiel betrachtete.

Da kam Gontran und sagte ihr leise:

— Ist das gelungen, wie?

Und sie erwiderte:

— Was? Du warst das?

— Ei, freilich; ist das kein guter Spaß?

Jetzt kam auch Andermatt dazu und sagte verdrossen:

— Das ist entschieden ein Unglück; ein Feuerwerk, das mich 2300 Francs gekostet hat, ist so gut wie verloren!

Dann wandte er sich zu seinem Schwager und sagte ihm:

— Ich habe mit Ihnen zu reden; wir wollen mit einander einen kleinen Spaziergang machen. Sie, Christiane, vertraue ich unserem Freund Bretigny an. Aber bleiben Sie nicht zulange draußen, denn Sie könnten sich erkälten.

— Fürchten Sie nichts, mein Freund, erwiderte sie.

Nun entfernte sich der Bankier mit seinem Schwager Gontran.

— Mein Lieber, ich will von Ihrer finanziellen Lage mit Ihnen sprechen. Kennen Sie dieselbe?

— Nein; aber Sie müssen sie kennen, da Sie mir Geld leihen.

— Jawohl, ich kenne sie. Sie haben nur Schulden, und werden immer nur Schulden haben. Ihr mütterliches Erbtheil haben Sie längst vergeudet; Ihr Vater besitzt ein Vermögen von 800.000 Francs, davon werden Sie einst die Hälfte erben. Auf diese künftige Erbschaft sind Sie mir und Anderen 300.000 Francs schuldig. Es bleibt Ihnen also nichts weiter, als . . .

— Als mein Schwager.

— Richtig, als Ihr Schwager und dieser räth Ihnen, eine der Driol'schen Töchter zu heirathen.

— Weiter! sagte Gontran kühl.

— Die Sache ist sehr einfach. Sie sehen, welchen Erfolg ich mit meiner Badeanstalt erzielt habe. Wenn wir die Ländereien in Händen hätten, welche diese schlaue Bauer zurückbehalten hat, so könnte ich Gold daraus machen. Für die Weinberge allein, die sich von der Badeanstalt bis zum Hôtel und vom Hôtel bis zum Casino hinziehen, würde ich, Andermatt, augenblicklich eine Million bezahlen. Nun denn, diese Weinberge und alle anderen rings um den Hügel bilden die Mitgift der Driol'schen Töchter; wenn Sie wollten, könnten wir da alle Beide ein gutes Geschäft machen.

Gontran erwiderte leise:

— Gut, ich will darüber nachdenken.

— Jetzt wollen wir in den Saal zurückkehren, um den Ball zu eröffnen, sagte Andermatt. Wollen Sie in der ersten Quadrille mein vis-à-vis sein?

— Gewiß, mein lieber Schwager.

— Ich habe die Herzogin von Ramas engagirt. Mit wem werden Sie tanzen?

— Mit Fräulein Charlotte Driol.

(Fortsetzung folgt.)